

Wenn einer eine Reise tut ...

Anstöße und Anstößiges nach der Rückkehr

**Missionare und Missionarinnen,
die in die »Heimat« zurückkehren,
können das Leben hiesiger Ortskirchen
bereichern und verändern.
Doch dazu müssen ihre Erfahrungen
ernst genommen und ihre
Kompetenzen aufgegriffen werden.**

Seltsame Bräuche haben die Eingeborenen hier», pflegte meine Frau anfangs zu sagen, als wir nach fünf Jahren Leben und Arbeiten in Bolivien nach Deutschland zurückgekehrt waren. Nicht nur die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen im bayrischen Spessart boten der ursprünglich westfälischen Großstadtbewohnerin dabei immer wieder Anlass zur Verwunderung.¹ Die ironische Bemerkung drückte vor allem eine doppelte Fremdheitserfahrung aus: Wir waren in ein Land und eine Kultur zurückgekehrt, die ehemals als Heimat galten, nach fünf Jahren im Ausland aber selbst zur Fremde geworden waren. Der legendäre Ausspruch Karl Valentins: »Fremd ist der Fremde nur in der Fremde«, gilt für zurückkehrende Missionskräfte in einem sehr doppelbödigen Sinn: Wer in der Fremde war, ist nun selbst ein Fremder für eine Welt, der er sich entfremdet hat – und sie sich ihm.

Missionare, Missionarinnen haben eine Mission. Während dies als tautologisch gelten darf

(wenngleich die Aussage einer tiefer greifenden Erörterung bedarf), stellt sich die Frage: Haben auch Rückkehrer eine Mission? Wenn die Mission abgeschlossen oder erfüllt ist, die Laufzeit des Vertrages endet, gesundheitliche oder spirituelle Gründe die Rückkehr nahe legen oder einfach der Wunsch wächst, in das zurückzukehren, was einmal Heimat war: Welche Mission haben Missionskräfte nach ihrer Rückkehr aus der Mission – und haben sie überhaupt eine?

In früheren Jahren stellte sich diese Frage nicht in der Schärfe, wie wir es heute erleben. Missionskräfte gaben ihr Leben in der Heimat auf, um sich kontinuierlich und permanent dem Leben in einem anderen Land zu widmen. Rückkehr galt als Urlaub, besaß Seltenheitswert und wurde auch so praktiziert. Manche älteren Missionskräfte sehnen sich noch heute nach den Fähnchen schwenkenden Kindern, die den Besuch des Missionars in der Heimat begleiteten. Eine Rückkehr in den früheren Beruf, dieselbe Familiensituation und ein vergleichbares Umfeld war früher zwar nicht ausgeschlossen, aber doch sehr ungewöhnlich.

Das hat sich geändert. Frauen und Männer in verschiedenen Lebensformen arbeiten für eine von vornherein begrenzte Zeit mit oder ohne Familien als Missionskräfte und kehren dann

zurück. Auch Priester und Ordensleute binden sich nicht mehr immer lebenslang ans Missionsdasein, sondern schließen zeitlich befristete Verträge ab, verlängern diese unter Umständen und kehren zurück. Es gibt nun gar *expressis verbis* »Missionare auf Zeit« – junge Leute, die sich im Rahmen von Ordensgemeinschaften auf ein Jahr in einem Dritte-Welt-Land einsetzen lassen. Der Titel, den man diesen jungen Leuten gegeben hat, scheint einen Widerspruch in sich zu bergen (wie »Kloster auf Zeit«) und fordert erst recht die Frage heraus: Endet die Mission der Missionare nach ihrer Zeit? Gewinnen sie bei ihrer Rückkehr eine neue, andere Mission? Können die hiesigen Ortskirchen von der Rückkehr ihrer Missionarinnen und Missionare profitieren, sie in ihren eigenen Missionsauftrag integrieren?

Einzelfälle

Jede Erfahrung ist anders.² Man muss nicht nur auf die Unterschiede zwischen den Erfahrungen von Priestern, Ordensleuten und Laien, Einzelpersonen und Familien achten, sondern ebenso auf die Vielfalt der Einsatzfelder auf den verschiedenen Kontinenten. Schließlich bedingen auch die Persönlichkeit des einzelnen Rückkehrers und die konkrete Situation, die er in seiner Heimat vorfindet, die Chancen und Hindernisse, die sich aus der Rückkehr ergeben.

Während der eine sich ohne Probleme wieder in das frühere gesellschaftliche und kirchliche Umfeld integriert, empfindet es die andere als eine Notwendigkeit, nach der Rückkehr ihr gewohntes Leben völlig umzukrempeln. Ein Dritter eckt in seiner Heimat als notorischer Querulant und Weltverbesserer an, während eine Vierte zur entscheidenden Impulsgeberin an ihrer neuen Arbeitsstelle wird.

Jeder Fall von Rückkehrerinnen und Rückkehrern ist ein Einzelfall. Das gilt auch für die Menschen, die hierzulande mit diesen rückkehrenden Missionskräften zu tun haben. Die einen sind offen und dankbar für die Impulse, die aus einer fremden Welt, einer anders strukturierten Kirche zu uns kommen. Andere denken, dass man von den Menschen, den Kirchen, den Kulturen der südlichen Länder ohnehin nichts lernen könne – und von den Rückkehrern daher auch nicht. Vielmehr, meinen viele, müssten sich diese erst einmal wieder ordentlich integrieren.

Probleme der Rückkehrer und mit ihnen

Einfach ist das Leben nach der Rückkehr meistens nicht – weder für die Zurückkehrenden noch für die, die mit ihnen zu tun haben. Bei der Ausreise in ein fremdes Land sind die meisten inzwischen auf einen Kulturschock mehr oder weniger eingestellt und vorbereitet. Bei der Rückkehr trifft er viele unvorbereitet, unbewusst und dadurch umso härter. Man dachte doch, das Land, in dem man so lange gelebt hatte, sei einem bekannt. Man hatte doch über die

»mit der Fremdheit zurechtkommen«

ganzen Jahre immer wieder Kontakt mit Freunden, Verwandten, Kolleginnen. Und nun stellt man fest, dass die Menschen in der Heimat sich weiterentwickelt haben. Neue Moden, neue Begriffe, neue Pastoralkonzepte, neue Ängste haben sich etabliert. Dinge, die man vor fünf Jahren noch fraglos selbst für richtig gehalten hatte, erscheinen durch die Erfahrung des Lebens in einem anderen, armen Land plötzlich fragwürdig oder verfehlt. Werte und Haltungen, die man

sich in der Fremde mühsam oder begeistert angeeignet hat, gelten in der Heimat nichts. Diese Erfahrung der Fremde in dem, was als Heimat galt, zeigt sich auch in politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Fragen. Für viele äußert sich das in einer oft radikalen Konsumkritik: Wie viele Dinge brauchen wir eigentlich nicht wirklich? Welche Werte fehlen unserer Welt stattdessen? Mit dieser Fremdheit müssen nicht nur die Rückkehrerinnen und Rückkehrer zurechtkommen, sondern auch ihre Freunde, Verwandten und Kolleginnen.

Rückkehrer gelten daher vielen als schwer integrierbar, bockig und »verbuscht«. Ihnen wird nachgesagt, sie hätten im Missionsdienst zu autonom gearbeitet und könnten sich nun nicht mehr in kirchliche und gesellschaftliche Hierarchien einfinden. Es wird dann größerer Wert darauf gelegt, sie in den hiesigen Kontext zu integrieren, als ihre erworbene interkulturelle Kompetenz für die Erschließung neuer Kontexte zu nutzen. Kirchliche und berufliche Strukturen sind hierzulande oft so verfestigt, dass neue

»oft wenig echtes Interesse«

Erfahrungen, Außenperspektiven und die (für die Missionskräfte im Einsatz nötige) Fähigkeit zu Kreativität und Spontaneität oft keinen Raum erhalten. Den Erfahrungen der Rückkehrer wird daher oft wenig echtes Interesse entgegen gebracht, was umgekehrt dazu führt, dass diese sich nicht ernst genommen und ausgegrenzt fühlen.

Wenige Diözesen im deutschsprachigen Raum sind wirklich in der Lage, Erfahrungen der rückkehrenden Missionskräfte abzufragen und einzubinden. Eine-Welt- und Missionsnetzwerke bieten dafür einen breiteren Spielraum, allerdings gewährleisten sie oft gerade nicht die gesellschaftliche Integration der Rückkehrer. Gera-

de die Netzwerke der zurückgekehrten Missionare auf Zeit (»MAZ«) machen deutlich, dass innerhalb dieser Netzwerke Integration und Kommunikation oft sehr gut funktionieren, ja dass sie für viele rückkehrende MAZ die einzige Möglichkeit einer Reintegration bieten, allerdings immer wieder nur innerhalb ihres Binnenmilieus. Selbst in den Pfarrgemeinden und Jugendverbänden, in denen sich die MAZ vor ihrer Auslandserfahrung engagiert hatten, machen viele von ihnen die schmerzhaft Erfahrung, dass sich kaum jemand für ihre Erlebnisse und ihre Außenperspektive interessiert.

Begegnung verändert ...

»Die Welt kann ich nicht verändern, wohl aber mein eigenes Leben.« Wer sich mit MAZ unterhält, wird immer wieder auf diese Maxime stoßen.³ Oft gehen diese persönlichen Veränderungen bei jungen Leuten so weit, dass sich durch das Auslandsjahr ihr Studien- oder Berufsziel ändert. Auch für alle anderen Rückkehrerinnen und Rückkehrer gilt: Sie haben nicht die Welt verändert. Vielleicht haben sie in einem kleinen Bereich etwas Entscheidendes zur Verbesserung beigetragen. Aber mit großer Sicherheit haben sie sich selbst verändert, sind durch Begegnungen und Erfahrungen bereichert worden. Wenn sich eine Ortskirche hier auf die Begegnung mit den Rückkehrern einlässt, wird sie selbst ebenfalls bereichert – und auch verändert – werden.

Dieser Gewinn ist möglich in Ortskirchen, die sich darauf einlassen, an den Erfahrungen und Veränderungen ihrer Missionskräfte zu partizipieren. Nach der Rückkehr können diese im persönlichen Austausch und durch ihr weiteres professionelles Engagement die neuen Weltperspektiven, die sie im Ausland gewonnen haben,

an die Ortskirche weitergeben. Dadurch öffnen sich Horizonte. Aus persönlicher Betroffenheit kann ein vertieftes und erweitertes Engagement der Ortskirche für die Welt werden. Globale Zusammenhänge, fremde Kulturen und Religionen, desolate Lebensumstände und unsere Verantwortung für Armut und Krieg in scheinbar weit entfernten Ländern rücken in den Blick. Der geschärfte Blick der Rückkehrer für soziale und interkulturelle Zusammenhänge ermöglicht außerdem eine vertiefte Aufmerksamkeit für die Lebensumstände und Bedürfnisse der Menschen bei uns, die sonst nicht im Fokus kirchlichen Interesses stehen.

... und vermittelt Ressourcen

Eine weitere Chance eröffnet sich, wenn hiesige Ortskirchen die menschlichen und professionellen Kenntnisse der Rückkehrer zu nutzen verstehen. Diese mussten sich in der Regel an zahlreichen Widerständen und Herausforderungen abarbeiten. Sie haben sich institutionelle, kommunikative und Problemlösungskompetenzen erworben, die sie in ihre neue Arbeit einbringen können. Sie haben gelernt, zu improvisieren und dass nicht immer alles perfekt sein muss. Dazu kommt meist ein breites interkulturelles Repertoire: Aufmerksamkeit für Kontexte und Kulturen, Interesse für Religiöses und Religionen, Wertschätzung und Verständnis für anderes und andere, die Fähigkeit, sich in andere hineinversetzen.

Schließlich bringen Rückkehrer auch neue Ideen mit, die ihre Ortskirche in Pastoral und Diakonie voranbringen können. Hier geht es nicht nur um neue Formen. Die Bereitschaft, den Glauben miteinander zu teilen und ihn im Alltag zu leben, die hierzulande häufig vermisst wird, ist vielen Missionarinnen und Missionaren in der

Begegnung mit den Menschen anderer Kulturen zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Auch das Engagement von Laien in der Gemeinde sowie die wechselseitige Durchdringung von Diakonie und Pastoral, welche das kirchliche Leben in vielen Ländern der Welt prägen, könnten un-

»Durchdringung von Diakonie und Pastoral«

sere an den Sakramenten und dadurch notwendigerweise an der zurückgehenden Zahl der Priester ausgerichteten Ortskirchen lebendiger machen.

Nicht zuletzt vermissen viele Rückkehrerinnen und Rückkehrer bei uns kleine Christliche Gemeinschaften, die vor allem in den Ländern des Südens längst von einer pastoralen Notlösung zu einem neuen ekklesialen Modell geworden sind.⁴ Wäre es nicht eine Bereicherung für unsere Ortskirchen, wenn wir auf diese zahlreichen und vielfältigen Erfahrungen und Kompetenzen der Rückkehrer zurückgreifen würden?

Die neue Mission

Die Eingangsfrage, ob die zurückkehrenden Missionskräfte auch hier bei uns eine Mission haben, ist also voll und ganz zu bejahen. Es wurde schon deutlich: Sie haben eine neue Mission, inkulturiert in die Kontexte der mitteleuropäischen Missionsländer.

Während Missionskräfte in den Ländern des Südens bis heute die westliche, europäische, weiße Kirche repräsentieren, vertreten sie nach ihrer Rückkehr bei uns die anderen. Sie stehen für den Blick über den Tellerrand und klagen ihn ein. Sie zeigen uns, dass wir nicht allein sind in der Welt und in der Kirche, sie erinnern uns an

unsere wirtschaftliche, politische und zwischenmenschliche Verantwortung für die Armen. Sie helfen uns auch, die Kirche als weltweite Lerngemeinschaft zu begreifen, in der Ortskirchen voneinander lernen. Was Christinnen und Christen in anderen Teilen der Welt erfahren und entdeckt haben, kann auch für uns nützlich und kostbar sein.

Durch ihre Außenperspektive leiten uns die Rückkehrer auch an, Neues im eigenen Kontext wahrzunehmen, den Blick auf unsere Gesellschaft zu weiten. Wer wie sie interkulturelle Erfahrungen für selbstverständlich hält, nimmt gesellschaftliche Tatsachen wie Migration, Pluralität der Religionen, Milieus und Kulturen besser wahr und kann sie als Chancen begreifen. Rückkehrerinnen und Rückkehrer haben daher die Mission, in unserer Gesellschaft und Kirche besonders auf die Menschen hinzuweisen, die normalerweise nicht in den Blick genommen werden, und ihnen selbst zu einer Stimme zu verhelfen.

Dies gilt in besonderer Weise für die Armen. Die Aufmerksamkeit für Menschen, die vom Wirtschaftssystem ausgegrenzt, von Kriegen gequält und von Migration und Flucht betroffen sind, darf sich nicht auf eine karitative Zuwendung beschränken. Sie ist auch kein äußeres Beiwerk und keine großherzige Konsequenz christlich-bürgerlichen Lebens. Sie gehört viel-

» weltweite Lerngemeinschaft «

mehr zum Kerngeschäft des Christentums. Viele Ortskirchen im Süden haben dies nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erkannt und vor allem in Lateinamerika durch die Theologie der Befreiung wissenschaftlich systematisiert. Missionarinnen und Missionare können uns in Mitteleuropa helfen, ähnliche Erfahrungen zu machen.

Schließlich besteht die Mission der Rückkehrer auch darin, ihre Kreativität und ihre Problemlösungskompetenz dafür einzusetzen, dass in unseren Ortskirchen die Veränderungspotenziale ausgeschöpft werden. Der Blick von außen hilft oft, Wichtiges und Unwichtiges, Wesentliches und Vorläufiges voneinander zu unterscheiden. Dinge, die wir in Europa für selbstverständlich und unverzichtbar halten, können einem Menschen, der einige Jahre in Afrika gelebt hat, oft nur ein müdes Lächeln entlocken. Umgekehrt hilft die Erfahrung mit kirchlichem Leben in einer anderen Kultur, verborgene Schätze in unserer Kirche und Werke des Geistes in unserer Gesellschaft zu entdecken, die anderen aus lauter Gewohnheit verborgen bleiben.

Wenn einer eine Reise tut ...

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. Eine, die eine Reise durch fremde Kulturen, Religionen, Glaubens- und Lebenserfahrungen hinter sich hat, die vielleicht mehrere Jahre dauerte und auch eine Reise ins Innere, in die eigenen Abgründe und Gründe des Glaubens implizierte, die kann etwas erzählen und darüber hinaus vielfältige Kompetenzen für die Transformation und Verlebendigung unserer Kirche und Gesellschaft einbringen.

Missionseinsätze sollten daher in den Ortskirchen entgegen dem derzeitigen Trend weiter institutionalisiert werden. Ordensleute, Priester und Laien im pastoralen Dienst sollten ermutigt und unterstützt werden, wenn sie für einige Zeit im Missionsdienst anderswo arbeiten wollen. Auch Friedensfachkräfte und Entwicklungshelfer, die sich als Teil der Kirche verstehen, brauchen Unterstützung und Begleitung. Die Personalabteilungen der Diözesen müssen darauf achten, dass vor allem bei den Laien auch familiäre

und professionelle Aspekte berücksichtigt werden und den Missionarinnen und Missionaren möglichst wenige Nachteile durch ihren Dienst im Süden entstehen.

Die Rückkehr sollte stärker institutionalisiert begleitet und vernetzt werden, gerade vor Ort an den neuen Wohn- und Arbeitsorten. Rückkehrende Missionskräfte müssen aufgrund ihrer kreativen und konstruktiven Potenziale geschätzt und eingesetzt und nicht als Störfaktoren und Problemfälle behandelt werden. Vor allem sollten die hiesigen Ortskirchen junge Menschen ermutigen und für den Missionsdienst begeistern, sei es als MAZ oder für einen länge-

ren Zeitraum. Die Erfahrungen, die Menschen in diesem Dienst machen können, lohnen nicht nur persönlich und biografisch, sondern auch gesellschaftlich und kirchlich. Denn wenn einer eine Reise tut – dann kann er eine ganze Ortskirche mitnehmen, wenn diese sich auf diesen Weg einlässt.

Stefan Silber, Dr. theol., ist Bildungsreferent im Bildungshaus Schmerlenbach (Bistum Würzburg) mit den Schwerpunkten Eine Welt, Bibel und Pastoral. Von 1997 bis 2002 war er in der theologischen Erwachsenenbildung der Diözese Potosí in Bolivien tätig.

¹ Vgl. Ursula Silber: Kein Abschied für immer. Wie eine Familie die erste Zeit in Deutschland erlebt, in: *Contacts* 39 (2004) 2, 6-8 und Stefan Silber: Gut für Deutschland, gut für die Eine Welt. Die Erfahrungen und Kompetenzen von Rück-

kehrerInnen nützen allen, in: ebd. 10-11.

² Ich verdanke Christiane Hetterich zahlreiche Anregungen zu diesem und den folgenden Abschnitten.

³ Vgl. Adveniat (Hg.): »Du führst uns hinaus ins Weite.« Berichte von

»Missionaren auf Zeit« in Lateinamerika, Essen 2007, hier 79.

⁴ Vgl. Franz Weber/Ottmar Fuchs, *Gemeintheologie interkulturell. Lateinamerika – Afrika – Asien, Ostfildern* 2007.